

Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 8. Januar

1921 / Nr. 6

Spohrmeyers Töchter

Roman von
Fritz Ganser.

28. Fortsetzung.)

XII.

Nachdruck verboten.

Die Schönefäden tauchten ohne Aufheben durch die Luft. Zogelung. Es war ja, als wenn es nicht nur eine Frau solle gäbe, die ihre Beiden schüttelte, sondern als ob tausend und mehr von der Art dieser wunderlichen Person ihre Wohnung hinter den Wälden hätten. Dazu war es lange noch nicht Weihnachten, sondern der November hatte gerade angefangen. Es war eine eng verkehrte Welt, das man nur den Kopf schütteln konnte.

Frau Auguste sah am Fenster des Wohnzimmeres und starrte gebannt auf in den wirbelnden Fädenfall. Ob es in Glöb-lingen auch so schneien mochte? Oder in der Heide bei Alre? Nebenwarte hatte den Schneefall mit der Reichshauptstadt sicher gemein, denn es war ja jauchig halber Vorort von Berlin. Und dann, ob irgendwo in der Welt — ja, wo mochte das sein? — die Augen des verlorenen Kindes, dies unauffindliche Schützen, das lautlose Fallen weiser Massen bedachten wärd?

Die Gedanken der sinnenden Frau wechelt sich oft auf weiten Reisen. Von Berlin fuhrsterten sie in dieser Stunde nach Hinterpomern, in der nächsten mochten sie Besuche in Liebenwalde. Und dann wieder kehrten sie im Hause auf der Heide ein. Ober waren irgendwo im Lande und weit über seine Grenzen hinaus. In Amerika wohl oder wer weiß wo . . .

Diese Art des Reisens war billig. Aber sie befriedigte nicht. Man hatte nichts davon. Man konnte morgens und abends in Glöb-lingen sein und zwischenzeitlich mittags in Liebenwalde, aber man wußte nie, wie es sein mochte und wie es war.

Und wärdliche Reisen? Ja, einmal waren die nicht billig. Und dann konnte man doch nicht dauernd unterwegs sein. Ferdinand Spohrmeyer würde sich das höchst verboten haben. Schließlich hatte das Reisen heutzutage nicht nur zwei, sondern fünfundsiebzig Seiten. Augenblicklich lag feuchtschwammig oder eigentlich gar keine Seite. Denn man hatte sich seit zwei Tagen eine nette Bekleidungsperle zugelegt.

Frau Auguste mußte jetzt häufiger darüber nachdenken, welchen Zweck es eigentlich hatte, Kinder zu haben, um nun völlig vereint und allein zu sein. Drei Jahrzehnte seines Lebens soll hatte man hergegeben, um sie unter Wälden und Einbrüngen groß zu ziehen, und nun waren einem die Er-machungen gleichsam entfallen, wie Wassertröpfchen der Hand entglitten. Ihr Leben hatte sich vom Arzte des Elternhauses abgelehnt und eigene Kräfte bezogen, die mit dem wärdigen Leben kaum eine Berührung auswärt. Reise fröhliche hatten sich gelöst vom Mutterbaum. Und es wurde ihm kein Erlaß, kein neues Wälden, Nachen und Reisen mehr. Da war ja jede Pflanze im Vorzug.

Frau Auguste haberte mit dieser Weltordnung. Ihre frühere Schwägerinsohnst hatte eine merkwürdige Erfahrung erfahren. Ja, es gab Stunden, in denen sie ihren Schwäger-sohnen gram war, weil sie ihr Leben leer gemacht hatten. Und sie konnte ihrem Manne nicht ganz unrecht geben, wenn er behauptete, daß sie sich nur der Schwägerin wegen ver-ehelicht hätten.

In nicht vom Haben heimgekehrten Stunden, wenn sie daran dachte, daß Friederike und Käthe wichtige und treue Männer bekommen hätten und Alre das Was der Heiden Schwestern auch an sich bald erfahren würde, empfand sie dankbar und war froh. Aber das kam nicht eben oft vor. Vielleicht fand sie sich später besser mit dem Schicksal einer Mutter ab, die Tochter gebar. Die Trennungsmunden waren noch zu frisch und mußten erst allmählich veratmen.

Vor knapp sechs Wochen war ja erit die Hochzeit gewesen. Willrich eine Doppelhochzeit, wie es Käthe damals geschäft. Ein kleines nettes Fest. Die hübschen Bräute waren bewundert worden. Die beiden stattlichen Schwägerinsohne hatte man Spohrmeyers geneldet. Ueberhaupt den Gutsparter von Glöb-lingen. Spohrmeyers Tochter machten wärdlich ihre Glöb-linge. Und wenn der hübsche Alre mit der Käthe nicht gewesen wäre. Aber natürlich, dafür konnte Spohrmeyer auch nicht. Es gab schließlich in jeder Familie ein schwarzes Schaf.

Karl Spennemanns Geschäft ließ sich gut an. Es war prompt zahlende Kundenschaft da. Und Karl war hinterher Friederike schrieb, daß er die Arbeit selber sei. Ein fetter-freundliches Wort in einer Zeit, wie sie es jetzt war, in der man der Arbeit lieber aus dem Wege ging, als sich mit ihr abgab. Friederike hatte übrigens auch geschrieben, daß Karl ein Schwein gekauft hatte. Es wäre ihr Augapfel und es hatte schon zehn Pfund zugenommen. Im Februar solle es geschlachtet werden. Sie träume schon von dem Schächtsel.

In Glöb-lingen ging auch alles gut. Käthe rühmte ihren Mann über den grünen Älze. Sie sprach nur in Superlativen von ihm. Er war laut Käthe ein Mann, geboren Spohr-meyer, der tüchtigste, der beste, der fleißigste, der klügste Mann von der Welt. Er würde Glöb-lingen zu einer Musterwärd-schaft machen, zu einer Goldgrube . . .

Kam ja, es war schon alles gut. Man durfte sich freuen. Und es war trotzdem nicht immer eine Freude, sondern oft genug Murren und Hadern . . .

Der Wettergott hatte endlich ein Einsehen gehabt und dem Schneefall Einhalt geboten, zur Abwechslung aber mit Regen aufgewartet.

Berlin war ein einziger Matsch, eine noch nie erlebte Mischung von Wasser, Schnee und Schmutz. Ferdinand Spohrmeyer meinte, Berlin hätte das nicht anders verdient. Es sei die Strafe für seine Kravall-, Streif- und Verleumdungen. Er würde sich gar nicht wundern, wenn eines schönen Tages eine Sintflut über die Stadt käme. Wie leicht wäre dies jetzt der Anfang. Am besten würde es sein, wenn überhaupt ganz Deutschland eines solchen Tages erlöste. Noch besser gleich die ganze Welt. Denn die ganze Welt sei es nicht besser wert.

Abgehen von diesen Ueberredungen, die das zweite Selbst Ferdinand Spohrmeyers waren, hatte er jetzt einen verur-achteten Reize eine etwas sanftere Art angenommen. Er ver-gehte weniger, konnte ein Einsehen haben, wenn ihm eine Sache nicht gerade zu sehr gegen den Strich ging, und hatte sich ohne weiteres mit dem dritten Schwägerinsohn, zu dem er vor ein paar Tagen ein Brief Alre's eingetroffen war, in dem sie von einem Besuche mit ihrem Verlobten, zu Weihnachten vorausschicklich, gesprochen hätte, war er ganz einverstanden gewesen und hatte sogar gesagt: „Na, da freue ich mich wärdlich, die Alre wiederzusehen und den zukünftigen Bauer vom Berghof kennen zu lernen.“

Am einem sehr trübten Sonntagvormittag, als es draußen noch neuen Gelüsten zum Schneien auslief, und der Sturm gegen . . . Fenster ließ, vergnügte sich der Kaugelstreiter mit dem Probieren einer neuen, gestern eingetroffenen Tabakfabrikung von Bruder Paul. Er schien befriedigt. Im Zimmer auf und ab wandernd, zog er an seiner etwas verfilzten röhrenden langen Pfeife und entledete ihr die Rauchschwaden. Das Zimmer glück einem qualmenen Meister. Und Ferdinand Spohrmeyer erschien wie ein von Weißtauchwollen umhüllter Heiliger. So konförmlich und freundlich sah er drein. Er lächelte sogar, wenn einmal der Wohlgeschmack eines besonders aromatisch angehauchten Tabaksaltes aus dem Grob der Stänkerben seine Zunge erreute. Und die gleichmäßig höflich auftragende Stimmlaute hatte Freitag.

Er war in seine Rauchstudien so vertieft, daß er den Ein-tritt seiner Frau in das Zimmer gar nicht bemerkte, sondern erst auf sie aufmerksam wurde, als sie während auf ihn zu-gegrüßt und einen Brief mit der zitternden Rechten vor sein Gesicht haltend, den erstickten, von Schwägen unterbrochenen Ruf tat: „Ensch, Ferdinand, Gott sei Dank, endlich!“

„Das große Los!“ fragte Ferdinand trocken und bißes eine Wolke über das Maß des Briefes.

„O Gott, viel mehr als das . . . Weibei nicht so gleich gültig, Ferdinand. Alre hat endlich geschrieben.“

„Alre!“ sagte der Kaugelstreiter nur, stellte aber die Pfeife in die Dösende und strich die Stirnleude hoch. In seinem Geiste zaudte es. Er vertappte die Hände auf dem Rücken und blieb wie angewurzelt mitten im Zimmer stehen. Seine Augen be-obachteten die Gesichtszüge seiner Frau, die den Brief in halt erbrochen hatte und las. Er sah, wie ihre Brust wogte und die Hände zitterten. Die Pfeife und Röhre auf ihrem Gesicht wärdlichen. Nun ließ sie den Bogen in den Schoß sinken, faltete die Hände darüber und richtete ihren Blick mit einem flüchtigen Ausdruck auf das Gesicht ihres Mannes.

Ferdinand Spohrmeyer mußte denken: „Es sieht aus, als wenn sie mir mit ihrem Blick das Herz umkehren möchte.“

„Was ist?“ fragte er nur.

„Nies!“ sagte Frau Auguste.

„Nein, ich lese nicht! Lies vor!“

„Ich kann nicht sprechen, Ferdinand, lies selbst. Du machst selbst lesen!“

Er schüttelte den Kopf und schloß die Hände noch trampfiger ineinander. Aber er trat näher, heugte sich vor und lierte auf den Brief.

„Gut!“ liest er leuchtig heraus.

Er stolperte zum Sofa, ließ sich schwer niederfallen, hielt den Brief noch eine Weile in der Hand, die zitterte, und begann dann plüschlich mit dem Lesen.

Und da las er:

„Hamburg, 15. November 1919
Krankenhaus „Zum guten Sirten“.

Meine Eltern!

Ich weiß nicht, ob ich Euch noch zu nennen darf; denn ich habe es verwillt, dieses Wort Euch gegenüber zu gebrauchen.

Daß Gnade und Barmherzigkeit vor Recht ergehen und hört mich an. Und dann tut, was Ihr meint, tun zu müssen.

Ich habe meine Lebensform fürchterlich ändern müssen. Der, dem ich glaube, und dem zuliebe ich Euch heimlich verließ, hat mich grauam betrogen. Er hatte mir die Ehe verprochen. In Wirklichkeit wollte er mich verschleppen und an ein fremden-Besitz verkaufen. Ich wurde noch im letzten Augenblick durch einen Zufall auf sein schändliches Verbrechen aufmerksam, und es gelang mir, ihm in Kopenhagen, wo er sich mit mir einfinden wollte, zu entweichen.

Entsetzliche Tage und Wochen haben. Ich stand völlig mittellos da. Ich hungerte. Ich nächtigte hinter Hecken. Ich wurde schließlich krank und fand Aufnahme in einem Siegenheim in einer kleinen dänischen Stadt.

Als ich nach langen Wochen, die mich am Rande des Grabes gesehen hatten, entlassen werden sollte, bat ich, mich zu behalten, da ich nicht wagte, Euch zu bitten, mich heim-zulehren zu lassen und weil ich auch nicht auf Vergebung hoffte. Man behielt mich. Ich durfte Kranke pflegen und kam später durch Vermittlung eines deutschen Geistlichen, dem ich mich an-vertraute, als Pflegerin in ein Hamburger Krankenhaus.

Sier fand ich den Mut zum Leben wieder. Und den Mut, Euch um Vergebung zu bitten. Und so ließe ich Euch nun an: Vergebt! Seid barmherzig. Gestattet mir nur das eine: Dage ich beimommen nur eine Stunde lang, daß ich vor Euch niederfallen und Eure Arme umklammern kann. Und wenn Ihr dann zu mir sagen würdet: „Wir vergehen Dir!“ Dann wollte ich mit tausend Freuden wieder gehen. Denn das weiß ich ja: Die Heimsucht bei Euch habe ich für immer verwillt.

Vater, Mutter, ich habe taufendfach gebührend gegen Euch. Aber das sollt Ihr mir glauben: ich bin rein geblieben an meinem Leibe.

Ich werde wie ein Kind auf Weihnachten auf Eure An-antwort warten. So sehr ich mich und so voll Wängen doch. Alre.“

Der Kaugelstreiter hatte den Bogen sinken lassen und die Hand über die Augen gelegt. Seine Gesichtsmuskeln zuckten.

In seiner Seele trieben die widerstreitendsten Empfindungen ihr wildwogendes Spiel.

Rein! — — — Alre! Ich lese es in ihm . . . Ja! . . . Rein! — Und plüschlich sprang er in die Höhe, schuberte den Brief auf den Tisch und schrie hart, die zur Frau gebüllte Hand aus-schoben:

„Rein!“

Die weinende Frau taumelte aus dem Tisch in die Höhe und näherte sich dem mit abgewandtem Gesicht dastehenden

Manne. Sie schloß mehr, als sie ging. Ihre Arme hingen laß am Körper herab.

Drei Schritte von ihm entfernt sank sie in die Knie und kroch zu dem Manne. Sie umschlang ihn. Sie flüsterte etwas. „Wende am die Stunde, da das Kind unfer word, da du es mir gabst.“

Ferdinand Spohrmeyer schüttelte die. Eine heiße Welle lief zu seinem Herzen. Seine Seele verank in einen tiefen Strom, der in die Vergangenheit führte. Er rauschte. Seine Wälder glängten und hatten ein heiliges Gefühl. Es war wie Frühlingmorgen.

Er beugte sich zu seiner Frau hinab, griff unter ihre Arme und zog sie zu sich in die Höhe. Seine Lippen berührten ihres Mund.

„Sie soll kommen,“ sagte er, während seine Stimme zitterte. „Sie soll kommen und bei uns bleiben.“

(Schluß.)

Gähnen verboten.

Von

Paul Kretschmar.

(Nachdruck verboten.)

Jeder Mensch hält sich für etwas Besonderes. Das ist nun mal so. Und jeder Mensch meint von seinen eigenen Hand-lungen, sie seien anders geartet als diejenigen der Mitmenschen. Besonders von seinen Fehlern glaubt er das. Die Fehler der Anderen sind Verbrechen. Die eigenen Fehler dagegen sind liebenswürdige Schwächen.

So glaubt fast jeder Mann: wenn er „mal“ gähnt, daß sei nun eben nicht schlimm.

So glaubt fast jede Frau: wenn sie ihre Kojentippen zum Gähnen aufsperrt, das ist eigentlich ein ganz niedlicher An-blick . . .

Sie irren sich, meine Herrschaften. Unter geblödeten Menschen ist Gähnen anstößig. Man hat sich zu beherrschen. Gähnt ein Mann, wenn er vor dem lauschenden Volke steht? Gähnt eine Schauspielerin, die den Jungfrau-Monolog spricht? Nein. Nie. Man kann sich beherrschen, wenn man sich be-herrschen will.

Gähnen wirkt ansteckend.

Wenn ich, zum Beispiel in der Bahn, einen Menschen gähnen sah und über die Läden seiner Bildung und seines Geistes unterrichtet bin, kann ich mir nicht verlagern, das Verhalten der Umgebung zu beobachten. Wird macht es Freude, dann zu erkennen, daß es immer noch einige (wenn auch wenige) Personen gibt, die sogar solche Anstößigkeiten tapfer nieder-zugähnen verdrängen. Und ich will hier ein Lob für die hohe Wärdigkeit einbringen; wer sich da am besten zu beherr-schen weiß, das sind wohlgepflegte, schöne Frauen; sie sind die Meisterinnen ihres Geschäftsbrudes, nicht für eine Sekunde lassen sie der Sählichkeit des Gähntampfes auf dem höchsten Anblick Raum.

Der Mann häßt, wenn er gähnt, entweder die Hand vor den Mund — oder garnichts. Bei der Frau gibt es noch viele Zwischenstufen: z. B. ist sie instande und hält beim Gähnen einen einzigen hochgestellten Finger vor das Mäund-chen. Oder auch hält sie, je nach ihrer augenblicklichen Be-schäftigung, einen der folgenden Gegenstände vor ihr kreis-rund geöffnetes Lippenpaar:

Wenn sie liest . . . das Buch oder die Zeitung,
wenn sie schreibt . . . den Federhalter,
wenn sie liest . . . den Kaugelstreiter,
wenn sie häßt . . . die Sählichkeit,
wenn sie trübt . . . eine Stirnbandel.

Ich hörte eine Dame, als sie sich beim Gähnen ertappte, folgende Entschuldigung formen: „Ach, ich habe ja nur ge-gähnt, weil ich . . . weil ich so müde bin.“ — Ja, teuer Gähnlächte, das ist mit auch etwas Rechtes von Entschuldigung! Gläuben Sie dem. Andere gähnen, um zu zeigen, daß sie nicht so müde seien?

Gähnen in Gesellschaft ist ein für allemal, geschäftlich, unter allen Umständen, ausnahmslos verboten. Häßt be-auch nur in weitester Ferne ein Gähnlächte aufkünden, e-Jüngling! so stelle dir vor: du lebst vor deinem gestirnten Vorgesetzten! Mandel dich, o Jungfrau, auch nur die leiseste Luft zum Gähnen an, so nimme alle Kraft zusammen und rede dir ein, du machst jetzt ein Langturnier mit, und die Blide aller Preisrichter sind auf dich gerichtet!

So etwas müßt ihr euch vorstellen — die Gähnlächte ver-fliet, und wenn ihr sie zu überwinden gelernt habt, werdet ihr, mit mir, Prediger der Lehre sein, die da heißt:

„Gähnen verboten!“

Vom Theologiestudenten zum Hofburgtheaterdirektor.

Von

Paul Kretschmar.

(Nachdruck verboten.)

„Alle Säusäusen des Städtchens flogen zu, kaum ein Sperling blieb auf den Gassen zurück, als ich leuchtend mit meinem Vater den Marktplatz erreichte und in unsern kleinen Haus schloß. Kanonendonner, sonst unheimliche Stille! Aber die Reigent des Adans behielt die Oberhand: über der Musik war ein Fenster, zu dem hinauf kletterte ich um auf den Markt zu setzen. Das Rathaus, die Fleischbänke, das Gerichtshaus standen in der Mitte, rings um sie be-breitete sich der Markt. Da kamen sie, die Gaffner! In zwei Reihen im Schritt, das gepannete Klotz hochhaltend, — den blauen Sabel aufweisen den Böhen, — wurde hingeführt. Ich wußte nicht mehr, ob das wahr ist. Die dunklen Gesichter der buntengrünen französischen Weiber, die Wärdinnen, die schwarzgrünen Schwärden der Pferde, das alles sah ich noch, und wie sie in den Gassen verhöhen, die zum Kloaken-

zore führen. Scherzhaft wies das auf uns Anaden. Der
"Arie!"

Woher dieser Lebensproben: Ausnahmslos den Kriegs-
erlebnissen von 1813 fannnt, das werden wohl nur wenige
wissen. Es ist kein Wunder, denn der Prophet gilt ja
nur selten etwas in seinem Vaterland. Das haben leider
schon viele Söhne gerade des Schicksals nach zu ihrem Schade
erfahren müssen und erfahren es noch heute jeden Tag,
wie man vor wenigen Tagen erst wieder einmal in Wien
beobachtet konnte. Also, es ist nur zu sagen: Diese Stelle
ist von Heinrich Laube niedergebunden, dem berühmten
Sohn der Stadt Sprowtaun, und sie ist den ersten Seiten
einer "Erinnerungen" entnommen, die mit das beste dar-
stellen was wir an vollständiger Memoirliteratur, ja an
Memoiren überhaupt deutscher Männer überhaupt besitzen.
Der sich ein paar köstliche Anekdoten bietet, der möge
aus Laubes Werken diese Erinnerungen herausgreifen und
sich damit eine Freude bereiten. Sie wiegen vielleicht mehr
als die eigentlichen Dichtungen des nachmaligen Wiener Burg-
theater-Direktors zusammengekommen. So lebendig, wie er
die oben im Wortlaut übernommene Sprowtaun Episode aus
der damaligen Franzosenzeit schildert, so frisch und stark
ist alles niedergebunden, was Laube bis 1847 an inneren
und äußeren Beschreibungen erlebt hat. Und das war eine
"bedrückende Menge!"

Es war im Augustjahre 1806, als der kleine Laube
Heinrich in Sprowtaun als Sohn eines Maurermeisters geboren
wurde, dem die Franzosenjahre 1806-13 seinen Wohlstand
geholt haben. Die Stadt war Sprowtaun das heute noch vor-
handenen "Grünen Auen", Schon als fünfjähriger war
der kleine Sprowtaun Zeuge außergewöhnlicher Ereignisse;
er trieb in den Gassen des Städtchens im Strudel der Ere-
ignisse, die zum Sturm des kaisers Erbes führten und
hat sich aus dieser frühen Anabergung manden Eindruck
behoben. Die Chasseurs plünderten ja auch sein Vaterhaus;
er lernte die Franzosen als die Feinde des Deutschen kennen.
Auch die Schlacht an der Kappach hat man in Sprowtaun recht
deutlich in ihren Wirkungen gespürt: "Blücher hatte sie
geschlagen, nur acht Meilen von unserer Städtchen entfernt,
und hatte sie gewonnen! Das war ein Jubel! Der Eindruck
dieses Sieges war unermesslich!" Dann folgen die höchsten
Erinnerungen an seine frühesten Kindjahre, wo er ein
eifriger Besucher der nach Sprowtaun kommenden Wander-
theater wurde. Hier entstand in ihm unbenutzt die erste
Grundlage für seine spätere Entschlossenheit zu einem der ersten
Theatergenossen des vorletzigen Jahrhunderts. Nach früh-
lichen Kinderspielen kam Heinrich Laube später auch Gym-
nasium nach Glogau. "Man ist eingekleidet hinter Wall-
mauern und Schanzen, der Weg ins Freie hinaus ist weit, von
Wald und Feld ist innen keine Spur zu entdecken. Das war
ein Unterfisch!" So hat er später von seinen ersten Ein-
drücken in der Fassung Glogau geschrieben. Er wollte sie
heute leben... In Glogau hat es ihn denn auch niemals
besonders gefallen; das dortige Gymnasium fand unter einem
jeden Geschlossen und literarisch interesselosen, aber pietisti-
schen Rektor. Es konnte kein richtiges Leben aufkommen. "Als
ich nicht böse gegen auf, Lehrer mit Schülern, noch auch in
der Stille. Aber wir alle konnten doch nicht verhindern,
dass durch ihre Bestehen eine klägliche und trübe Stimmung
auf die Schule fiel, recht wie ein schwarzer Trauerfischer."

So war es denn nicht zu verwundern, dass der junge
Laube nach einigen Jahren zu Fuß ins schlesische Glogau
wanderte, um am Schweißnadel Gymnasium weiterzulernen.
Auf dieser Wanderung trug er doch höchst unumliche große
Raspeln an den Stiefeln. Die satirische Bemerkung eines
Sprowtauners aber kurz vor ihm bald von den Sporen. Dieser
junge gelagte: Laube Heinrich ist vorbestimmt mit großem
Geschick durch Glogau geritten." Oftern 1826 erwarb er sich
in Schweidnitz das Zeugnis der Reife und liehete nun
nach Halle a. S. über, um dort Theologie zu studieren.
Es ist nämlich, wie eine feine Ironie in Laubes Schicksal,
dass dieser Mann des Theaters eine Reihe seiner besten
Jahresjahre hindurch Theologiestudent war. Theologie galt
damals schon als das höchste Studienziel, es war das eigent-
liche "Studium". Man soll nun aber nicht glauben, dass
der junge Anwärter des geistlichen Standes ein frommer oder
schonmüder Jüngling gewesen ist, der nichts las und nichts
wissen wollte außer von kirchlichen Dingen. Wie gefeiert.
Er war der lustigste hallische Student einer. War Vor-
sitzender und schlug eine wackerer Klinge, ja er war bald
einer der besten Säufer der hallischen Studentenschaft.
Obwohl er, wie schon als Gymnasiast, von zu Hause so gut
wie keine Mittel erhielt, weil es daheim in Sprowtaun recht
mager bestellt war, hat das sein junges Herz und Gemüt
nicht weiter angefochten. Er war ein edler, reicher Bruder
Zuhör. So einer vom alten Schlag. Immer lustig, voller
Mut und Zehle, immer auf der Mensch, dabei aber auch
ein fleißiger Student, obwohl sich immer mehr herausstellte,
dass er zum Theologen nicht geboren war. Wohl sein andere,
das das Wesen der "schlagenden Verbindung" so trefflich ge-
schickert wie der einrige Theologiestudent Laube.

Wie interessant schildert er auch die Fußwanderung von
Halle durch Thüringen nach Kassel und über Göttingen und
durch den Harz. Interessant, in der weimarischen Sommer-
residenz hatte er eine höchst eigenartige Begegnung, man
sah schon Jahre Kenntnisse mit Goethe und dem Herzog Karl
August, von deren großen Händen die wandernden Studenten
attakiert wurden. Doch das machte auf uns gar keinen
Eindruck. Wir hatten noch kein Maß für bevorzugte Men-
schen. Wir fühlten uns als Studenten selbst bevorzugt vor
aller Welt." Diese Genügnung schickert auch eine andere,
wenige Seiten vorher folgende Stelle der Erinnerungen:
"Wie aber wanderten wir! Wie Öster! Das will sagen:
unser Bräut so voll von Zuberfisch, dass uns die ganze
Welt gedreht, dass wir uns alles erlauben dürfen, dass wir
den in des Biers wasser Begegnung Studenten wider, die
privilegierten Herrern der Welt. Ob von Verhinderung
wäre unser Feld gewesen, wenn wir ihn getannt hätten.
Wir fannnen ihn nicht; wir waren literarische Barbaren."

Je weiter man aber diese Erinnerungen liest, desto mehr
spricht man, wie Heinrich Laube allmählich immer mehr
auf die Literatur zurück. Undwust, kaum dass er dies
anders eintagierte als Neigungen zum Theater mit seiner
bunten Fiktionromantik, wie sie die meisten empfindsamen
jungen Leute in ihrer Mann Zeit. Aber immer wieder muß
sich Laube mit der Theologie befassen, von der er fühlte,
dass sie ihn nicht innerlich zu fesseln vermag. Allenfalls
inzwischen ist noch die Kirchengeschichte, von der ihn dann
wieder ein Weg zur politischen Geschichte hindurchführt, die
ihn schon deswegen fesselt, weil es der erste Schritt einer in
den durchgeschichtlichen Bewegung geworden war, die da-
mals bekanntlich von Preußen und anderen deutschen Staa-
ten leidenschaftlich befehrt wurde. Er kam schließlich insolge
seiner Betätigung in eine recht able Situation, und sah

sechs Wochen im hallischen "Karzer". Der Wächter war
fettig, aber auch der unaufrichtige Missetäter für seine Fein-
nisse: "Der Wächter hat verdrängt!"

So zog er denn im Herbst 1827 von dannen, über Leipzig
in seine Sprowtaun Heimat. Dort erwartete man von dem
jungen Theologen mit Ungeduld die erste Predigt. Sollte
er sich doch recht bald eine Anstellung erwerben und sein
Brot finden. Er hielt sie in einer Dorschleife, eine Stunde
vor Sprowtaun entfiel. Dort hauste ein Prediger, welcher
noch populärer war, als jener Superintendent, aber richtiger
gelagt, noch "genauer". So lautet bei uns der Ausdruck
für populär. Er sprach auf der Kanzel vom Zauertraum
und vom Schweißschaden, zur Verwunderung der Stadt-
bewohner und hatte den Ruf eines Abraham a Sancta Clara."
So schied Laube mit dem Humor, der ihn niemals ver-
läßt, den Ort seiner ersten theologischen Amtshandlung. Die
Predigt ging zur Zufriedenheit vorüber. Aber Laube
mußte zunächst weiterziehen. Bald schon war ihn in Bres-
lau, wo er einen dulsameren Universitätsrichter als den
von Halle antraf und bald ungeheuer im Leben der damals
schon recht großen Stadt untertauchte. Aber mit seinem
Theologiestudium war es für ihn schon längst befristet als
am Schlußjahr das Leben mit ihm weit fortgerückt als
in dem Inneren recht hiesigen Halle; er verankert im Strudel
eines ziemlich ungelungenen Studentenlebens, war bald der
angesehenste Gelehrte der ganzen Breslauer Studentenschaft
und war um ein Haar daran, sein Studium mit der wohl-
bedachten Stellung eines Universitätsstiftungsleiters zu tauschen.
Die Stelle, wo er seinen Wettkampf mit dem bunmlangen
Franzosen schildert, der sich um diese Stelle öffentlich bewarb,
gehört mit zu den besten dieser Abhandlungen der Erinnerungen.

Heinrich Laube wurde bald ein eifriger Besucher des
Stadtheaters und geriet in einen literarischen Studenten-
zirkel, in dem er es bald zu größtem Ansehen durch seine
kritischen Urteile über Theater und Literatur brachte. Bald
kam er in Fühlung mit den Schöpfern der damals selbst
Stücke zu schreiben, gab eine studentische Literaturzeitschrift
heraus und wurde Theaterkritiker einer großen Breslauer
Zeitung. Abide mußten seine literarischen Kenntnisse, seine
kritische Begabung, sein Interesse an allem, was mit Theater
und Dichtung zusammenhängt. Immer mehr zogen ihn Theater
und Literatur in ihren Bann. Doch der anergische Trieb,
einem Amte nachzutreten, behauptete sein Recht. Seine
dreißigjährige Studienzeit war um, auf meinen Kollegenbogen
standen alle notwendigen Vorlesungen als "gehört" verzeich-
net, obwohl ich in Breslau ein gründlich unregelmäßiger
Kollegenänger gewesen. Ich reichte also diesen Vogen ein
und bot mir Ausgaben zum schlesischen Karibaden-Gramen.
"Heister die Gebilde" lautet die Nummer."

Wunderwundersüchtig wie seine Äußerungen aus der hallischen
Zeit, sind auch die Erinnerungen von Breslau geschrieben,
in denen damaliges Leben Laubes Erinnerungen einer ungem-
ein scharfen Einblick gewähren. In Breslau sind Heinrich
Laubes erste Dramen "Austad Adolf", "Struensee" und "Graf
Ester" sowie auch — als Gegenstück zu Gutzkows "Königs-
leutnant" — sein heute noch geliebtes Schillerstück "Die
Karlshöhle" entstanden. Laube ist dann noch Hauslehrer
auf einigen schlesischen Schloßern gewesen, in Koitzsch und
Felschowitz, kam in besondere Beziehungen zum polnischen
Aufstand von 1830, dem der damalige deutsche Liberalismus
seine Sympathien zuwendete, und geriet dann völlig aus dem
theologischen Schicksal heraus. Seinen weiteren Lebens-
weg hat er allerdings Jahre in einem Bortonsatzen der
Bleigitter Logau-Bundes Studentenrat Dr. Franz Kitzler, der
dort einen lebensvollen Vortrag über Heinrich Laube hielt.
Dieser Vortrag hat auch den unmittelbaren Anstoß zu dem
Streifzuge durch Laubes Jugenderinnerungen gegeben, der
in diesen Zeilen hier unternommen wird. Heinrich Laube
verließ Schloß, ging in die Welt hinaus und schrieb 1832
seine "Meinungen". In Wien sah er Waupachs Drama
"Der Müller und sein Kind", das seiner weiteren Entwick-
lung einen starken Anstoß gab. In Leipzig wurde er Re-
dakteur der damals berühmten, vierteljährlichen Zeitung "Die
elegante Welt". Sein weiterer Lebensweg brachte ihm wegen
seiner durchschichtlichen Sympathien acht Monate Haft in
Berliner Kausvogel ein; dann fand er am Schloß
Münster hat er anderthalb Jahre eine Justizstudien im Ber-
einstunden seine vierjährige Literaturgeschichte und sein Tage-
buch. In Paris, wo er dann erste, machte er die Be-
kanntschaft Heines und Richard Wagners. Heber Leipzig und
den Frankfurter Bundestag fand er dann, schon eine bekannte
Persönlichkeit geworden, 1851 abermals den Weg nach Wien,
wo er dann dreißig Jahre lang Direktor des Burgtheaters
gewesen ist.

Seine Name ist seitdem mit der Geschichte des deutschen
Theaterwesens untrennlich verknüpft. Seine Erinnerungen, in
die hier ein fleißiger Einblick gegeben wurde, werden seine
humbachtige, fastwolle Persönlichkeit noch auf lange Zeit in
frischer Erinnerung der Nachwelt erhalten. Wer sie liest,
wird sich selbst damit einen guten Gelingen erproben.

General Maercker über Nothe.

General Maercker, der Führer des Landes-
jägerkorps, hat seine Zügel und Eindrücke
in einem Buche niedergebunden, das im Januar im Ver-
lage R. F. A. Koch in Leipzig erschienen ist. Es ist
zu "Geschichte der deutschen Revolution" erschein-
Aus seinen Erinnerungen können wir eine kleine
Szene aus den ersten Tagen der Revolution und
sein Urteil über Reichswehrminister Nothe mitteilen.
Es ist bemerkenswert, mit welcher Hochachtung
der Monarchist von den Sozialisten spricht.

Am 4. Januar 1849 erschienen auf meine Aufforderung die
Vollbeauftragten Ebert und Nothe im Jäger Lager, um die
Truppen anzuführen. Sie waren frisch erkrankt, wider-
ständige Soldaten vor sich zu sehen. Als sie die Truppen von
allen Seiten mit fliegendem Speer in jeder Richtung
herandrücken sahen, beugte sich Nothe zu Ebert herab, klopfte
ihm auf die Schulter und sagte: "Sel nur ruhig, es wird
alles wieder gut werden!" Ein Zeichen, unter welchem
Druck sich die Regierung damals befand. In ihren Ansprüchen
forderten die beiden Vollbeauftragten die Mannschaften auf,
die Mannes zu zu bewahren."

Am 6. Januar wurde Nothe, der jahrelang Referent der
sozialdemokratischen Partei bei Reichsgraf die Heresfragen
gewesen war, zum Oberbefehlshaber in und bei Berlin ernannt.
Das Scheitern des Weges einer festen, einheitlichen Führung.
Schon in dieser ersten Besprechung gewannen wir von dem neuen
Oberbefehlshaber den Eindruck, daß wir es mit einem Mann
von gebundenem Menschenverstande, von viel Tatkraft und
von Tatkraft zu tun hatten. Nothe zeigte ein recht gutes Ver-
ständnis für militärische Fragen, und ich habe später oft bemerkt,

daß er eine ausgezeichnete Kenntnis der Seele der Truppe —
auch der Offiziere — besaß. Aus dieser Kenntnis entsprang
auch das Verständnis für die Schwierigkeiten, mit denen die
Führer anbanden zu kämpfen hatten, und es muß ihm nachge-
sagt werden, daß es alles gelien hat, was in seinen Kräften
stand, um diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.
Dah dies ihm nicht in dem von ihm selbst gewünschten Maße
gelingt, war mit einer der Gründe für den unglücklichen App-
Putsch vom März 1849.

Alle fast vollkommen ein, daß er von uns allen Offizieren
eine Gefinnungsänderung erwarten konnte. Er hat mit später
einmal gesagt, er habe zu mir besonderes Vertrauen gehabt, weil
ich ihm offen erklärt hätte, daß ich Monarchist sei und es auch
bleiben würde. Er begnügte sich damit, daß wir uns der
Republik zum Wohle des Vaterlandes zur Verfügung stellten,
und ich habe es ihm stets hoch angedehnt, daß er nie den
Verlust gemacht hat, unter politischen Lieberzuzug Gewalt
anzuwenden. Ein Mann wie er, von selten politischen Standpunkt,
konnte aus unmöglich an politischen Chamaletons Gefallen
finden.

Die vorurteillose Nothe im gegenüberstand, mag folgendes
keine Beispiel zeigen: Bei der Reichsregierung ging in der
ersten Januarhälfte nach der Nachsetzung Nothes und deren
Kommandant ich im ersten Auftrage gewiesen war, folgendes
Telegramm des Soldaten an ein: "Wir halten es für unsere
Pflicht, die Reichsregierung dringend vor dem dort befindlichen
General Maercker, Kommandeur des Landesjägerkorps zu
warren, der sich hier auf Bortum stets als Exzentrioner
schämlicher Sorte und als Serrenemlich erweisen hat."
Nothe steckte das Telegramm in einen Briefumschlag und
schickte es mir als Geheime zu.

Nothes Aufgabe war die in der Verfassung der Ordnung im
Jahren im Kampfe mit den Unstabilen und der Aufbau und
der Ausbau der Reichswehr. In diesem Kampfe zeigte er sich
als tapferer Mann von großem Mut, der seine Person
risikofähig einsetzte. Er war zweifelslos die mächtigste
Führung der Reichswehr und erregte sich auch die Ver-
weigerung der Kräfte des Bürgeriums, allerdings auch den
erbitterten Haß der Unabhängigen und Kommunisten. Sein
Militär mit dem App-Putsch war leider unvermeidbar.
Er wurde mit mehreren seiner Parteigenossen von der
sozialdemokratischen Partei feige im Stich ge-
lassen, die noch stets ihre Parteinteressen denen des Reiches
übergeordnet hat und die mit Freunden die Gelegenheit ergriß,
das je belandete Amt des Wehrministers abgeben zu können.

Literatur.

Hans Thomas graphische Kunst. Herausgegeben von
Herbert Lannemann. Mit 112 Abbildungen 1920. Ver-
lag Ernst Arnold, Dresden.

Der Verlag Ernst Arnold in Dresden hat ein Unternehmen
in die Wege geleitet, das unter den Kunstfreunden großen Beifall
findet. Er gibt graphische Bücher heraus, die dem Publi-
kum unsere großen Maler und Zeichner näherbringen sollen.
Einer der ersten Bände dieser Sammlung ist "Hans Thomas
graphische Kunst". Herbert Lannemann erläutert in liebevollen,
eingehenden und vor allem tiefen Ausführungen Hans Thomass
die Art des Denkens, Fühlens, Betrachtens und Gestaltens
des Meisters, sowie seine Technik. Er erläutert, wie Thomas
zur Graphik geführt wurde und wie er Platte und Stif hand-
habt. Er führt uns in die Werkstatt des Schölers und zeigt
wie die Zeichnung der Kunst mitemander ringen und wie die Formel
der Verbindung gefunden wird. Mit Liebe und Bewunderung
spricht er dem Gemaltissen und dem Gefühls-
lichen des Großen, der Jahrzehnte lang schwer unter dem
Unterdruck der Masse zu leben hatte und der erst um 1890 die
Krone fand, die ihm gebührt. Lannemann führt uns ein in
die Kunst Thomass und der Hauptteil des Wertes zeigt uns den
Meister in Höhe. In hervorragenden Reproduktionen sind 112
Schöpfungen von Hans Thomas wiedergegeben. Wir sehen
Landschaften und Köpfe, Gestalten, imvollständige Bilder, Orna-
mentierungen, die Masse, Zypellen und Gefühlsbilder. Die
reife Kunst des Genies, die sich auf allen Gebieten bewegt und
sich an alles faßt, was mit der Natur zu schaffen hat, an-
solltet sich vor uns und öffnet den Blick auf die untere Welt
Weißkraft dieses Großen, den heute schon alle Schüln
und alle Künftigen für sich in Anspruch nehmen. Das be-
wert gut ausgestattet ist und nichts zu tun hat mit den Reiz-
und Nachfragerleistungen, je besonders betont. — Ein gemein-
erfrullender Anfang; eine Sammlung, von der man noch
Gutes erwarten darf.

Martin Feuchtwanger.

Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der
Kultur. Von Professor Hermann Alaaf. Nach dem Tode
des Verfassers herausgegeben von Dr. Adolf Heiborn.
Deutsches Verlagshaus W. G. & Co., Berlin.

Hermann Alaaf, der hervorragende Naturforscher, dessen
Name neben denen von Darwin und Hädal steht, hat bis zu
seinem leider so früh erfolgten Tod — 1918 — an einer Ge-
schichte über den Werdegang der Menschheit gearbeitet. Dr.
Adolf Heiborn legt uns nun diese Geschichte vor. Ein
sehr großes Werk mit einer ungeheuren Fülle von Material.
Und der Hauptreiz dieses Buches: die nicht aus dritter, vierter
Entdeckungen — Unmittelbar, frisch, aus dem Erlebnis heraus
schickert Alaaf. Er führt uns an seinen Forschungen teil-
nehmen und erklärt uns, wie er zu seinen Schlußlen kam.
Den vielen Tausenden, die sich unruhig nur mit der
Kunst, dem Theater, der Philosophie befassen, denen in erster
Linie sie dieses grundlegenden Wert empfinden, das ihnen zu-
sammenhängt zeigt, deren Lieberleben und Unbeachteten zu
Verzerrungen führen muß. Dem Werbenden, den Studenten
auch, sei es aufs wärmste empfohlen. Sie werden erkennen,
wie fleinhil die ständige Beschäftigung mit dem Lagersereignis
ist und wie sie ihre Sinne an Nützlichkeiten hängen, wenn sie
den großen Gang der Entwicklung nicht kennen. Es ist ein
Werk, das jeder studieren soll, der Anspruch darauf erheben
will, die Grundlagen unserer Kultur erfassen zu können.

M. F.

Regenden aus dem Jüferlat. Von Paul Rainer. "Wia"
Wiener Literarische Anstalt, Gel. m. B. 5. Wien — Berlin
1920.

Hans Stremert, Der edderdie Rind. Geschichten aus
Schöner Zeit. (Berlin Dr. Essler & Co.)
Gewalt und Gewalt. Eine Unterhaltung über deutsch
Kriegs- und Schöne. Von Dr. W. Kronenberg
Berlin 1920. Deutsches Verlagshaus für Politik und
Geschichte m. B. 3.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S.,
Gr. Ulrichstraße 63,
Formdruck 4520 u. 1430